

Rezension:

Gindin, Leonid A. Troja, Thrakien und die Völker Altkleinasiens: Versuch einer historisch-philologischen Untersuchung. Aus dem Russischen übersetzt von Iris von Bredow, redigiert von Wolfgang Meid. Innsbruck: Inst. für Sprachwiss., 1999 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Sonderheft; 104). ISBN 3-85124-189-4. Gebunden, 54 Euro.

Die vorliegende Monographie geht auf ein russisches Original zurück und behandelt ein Randgebiet der klassischen Indogermanistik. Bedauerlicherweise ist ihr Autor vor der letzten Bearbeitung verstorben. Nicht zuletzt deshalb war die Vorbereitung des Manuskripts für die Drucklegung wechselvoll, wie ein Blick in das Nachwort des Herausgebers Wolfgang Meid (Seite 320ff.) beweist. Dabei fällt die Publikation dieser Monographie in einen zeitlich günstigen Kontext: Das Thema „Troia“ hat in den letzten Jahren eine bemerkenswerte Renaissance in der Forschungsdiskussion erfahren. Ein näherer Blick auf Leonard Gindins Schrift und die Frage, welchen Beitrag sie zur aktuellen Diskussion leistet, sind daher ohne Zweifel angebracht.

Zu diesem Zweck bespreche ich die vorliegende Monographie in der Abfolge ihrer Kapitel. Dieses starre Verfahren drängt sich auf, da die Arbeit als Synthese vorhergegangener Publikationen des Autors auftritt (s. Vorwort, Seite 5) und deshalb keinen geschlossenen Eindruck erweckt (vgl. allein die unterschiedlich langen Kapitel). Da der Verlauf der Argumentation auch aus sprachstilistischen und terminologischen Gründen nicht immer transparent bleibt (s. zu den Übersetzungsproblemen die Bemerkungen des Herausgebers, Seite 321f.), versuche ich, die Leitlinien der einzelnen Kapitel ausführlicher als üblich zu referieren.

Kapitel eins:

Leonard A. Gindin (in der Folge: G.) präsentiert im ersten, kurzgefassten Kapitel seiner Monographie ab Seite 9ff. das Fundament seiner These. Danach sei das homerische Troia VIIa neben Anatoliern von einer balkanischen Bevölkerungsgruppe besiedelt. Deshalb „kämpften die Griechen der Antike ... gegen ein Troja, das vorwiegend von Thrakern (genau genommen Troern und Dardanern) sowie von Luwiern (den Lykiern aus Zeleia) bewohnt war“ (Seite 10). Diese luwisch-thraksische Symbiose sei einerseits in der historisch-philologischen Evidenz der Ilias reflektiert, andererseits in der Toponymie der Troas.

Kapitel zwei:

Doch kann Homer – beziehungsweise die historisch-philologische Evidenz der Ilias – wirklich als historische Quelle dienen? Der Autor bejaht diese Frage im zweiten, ebenso kurzen Kapitel (Seite 14-19) eindeutig: „Es werden die Angaben über praktisch alle Schichten des archäologischen Trojas in einem Punkt visitiert, wobei ihre Reihenfolge eingehalten wird und sie möglicherweise bewußt oder in

Übereinstimmung mit der epischen Tradition mittels Eigennamen ... ethnisch bezeichnet werden" (Seite 15¹).

Dieses Konzept der homerischen Epen als „Informationsspeicher" (Seite 16), der getreu und einer folkloristischen Tradition folgend die politischen Verhältnisse und historischen Entwicklungen der Bronzezeit reflektiert, ist aus heutiger Warte fragwürdig. Vieles deutet im Widerspruch zu G. darauf hin, dass die epische Dichtung ein Produkt der postmykenischen Epoche ist und damit kein authentisches Wissen über Troia VIIa beziehungsweise einen griechisch-troianischen Konflikt vermitteln kann². Selbst wenn man an einer (vor)mykenischen Genese des Epos festhält, bleibt zu klären, auf welche konkrete Weise authentisches bronzezeitliches Wissen an einen Dichter des siebten vorchristlichen Jahrhunderts gelangen kann. Die Berufung auf eine „Dichtungstradition" hilft hierbei wenig weiter, da heute ebenso erwiesen ist, dass die homerischen Texte nicht in memorierter Form tradiert, sondern das Produkt mündlicher Stegreifdichtung des ersten Jahrtausends sind. Genaue Auskünfte hierzu vermittelt G. nicht, obschon er im Verlauf seiner Beweisführung immer wieder historische Rückschlüsse aus den homerischen Epen zieht.

Kapitel drei:

Als zweiter Pfeiler seiner These verbleibt G. die Toponymie der Troas, in der er thrakische Relikte vermutet. Folgerichtig vermittelt das dritte Kapitel (Seite 20-53) einen Überblick zur Rekonstruktion der thrakischen Sprache sowie zur dahinterstehenden Methode. Hierbei unterstreicht G. – nach einer Skizze der unterschiedlichen Sprachräume der Balkanhalbinsel in der vorgriechischen Epoche (Seite 28ff.) – die Bedeutung „der Daten aus den hethitisch-luwischen Sprachen für die Rekonstruktion der thrakischen Sprache" (Seite 31). Der Hintergrund dieses Postulats (Seite 33ff.): Die Hydronymie der kontinentalen Teile der Balkanhalbinsel (Στρώμων, Πάνυσος, Ἴστρος usw.) verfügt nach G. mehrheitlich über eine indogermanische Etymologie und ist deshalb archaisch beziehungsweise alteuropäisch. Somit sind die dort ursprünglich ansässigen Völker – Thraker, Daker, Phryger und Illyrier – in dieser Region autochthon und haben mit den baltischen Sprachen die „zentraleuropäische Übergangszone" gebildet. Zu dieser Übergangszone zählt G. nun auch die anatolischen Sprachen, wie sich unter anderem aus frühen thrakisch-anatolischen Übereinstimmungen im Bereich des Wortschatzes ergibt. G. verweist (auf Seite 41) konkret auf Satemreflexe im Luwischen, die im Baltischen und Thrakischen (gemäss Seite 49f.) eine Parallele finden. Demnach habe in den Regionen nördlich des Schwarzen Meers beziehungsweise nordwestlich des Kaspischen Mee-

¹ Vgl. exemplarisch für die praktischen Implikationen dieser Auffassung die Behandlung des Anthroponyms Ῥῆσος auf Seite 64ff.

² S. I. Hajnal, Troia aus sprachwissenschaftlicher Sicht. Die Struktur einer Argumentation, Innsbruck 2003, Seite 45ff.

res bis zur zweiten Hälfte des 3. vorchristlichen Jahrtausends ein reger balkanisch-anatolischer Sprachkontakt stattgefunden³.

In der Folge differenziert sich nach G. das Hethitische sowie Indoarische heraus, deren Sprachträger gegen Ende des 3. Jahrtausends die Übergangszone über eine Route östlich des Schwarzen Meeres beziehungsweise durch den Kaukasus verlassen. Die Bestätigung hierfür findet G. in vermeintlich exklusiven lexikalischen Parallelen zwischen Hethitern und Indoariern (Seite 44ff.). So bezeichne heth. *ḫišša-* analog zu ved. *īṣā-* die „Deichselstange“ – eine Innovation im Vergleich zur ursprünglichen Bedeutung „Pflug“ des Lexems, wie sie unter anderem im Iranischen reflektiert sei.

Selbstverständlich liesse sich zu dieser Darstellung vieles anmerken. Um nur das Wichtigste zu nennen: Die Argumentation führt grundsätzlich zu einem Zirkelchluss, da G. thrakische Relikte in Anatolien als Kernevidenz seiner These annimmt, andererseits seine Kenntnis zum Thrakischen massgeblich aus den anatolischen Sprachen einfordert. Abgesehen von diesem Dilemma bleibt G. den Nachweis schuldig, dass die oben genannten balkanischen Völker mit den Anatoliern im dritten vorchristlichen Jahrtausend tatsächlich im Bereich der „alteuropäischen Hydronymie“ gesiedelt und die „zentraleuropäische Übergangszone“ gebildet haben. Die hierfür vorgebrachten linguistischen Argumente greifen jedenfalls nicht. Der Verweis auf Satemformen in den anatolischen Sprachen (Seite 41) ist zwar korrekt. Doch findet sich „satemisiertes“ /tʰ/ < *k̑ nur im Luwischen (Südwestanatol.), nicht im Hethitisch-Palaischen (Nordostanatol.) – was darauf weist, dass das Früh-anatolische die drei ererbten velaren Verschlusslautreihen noch unverändert belässt und sich in dieser Beziehung ganz einfach archaisch verhält. Die „Satemreflexe“ des Luwischen entspringen demnach einer jüngeren, inneranatol. Ausdifferenzierung und können nicht als anatol.-balkan. Isoglosse des dritten vorchristl. Jahrtausends herhalten⁴. Die Behauptung schliesslich, in der identischen Bedeutung von heth. *ḫišša-* und ved. *īṣā-* als „Deichselstange“ manifestierten sich besondere hethitisch-indoarische Sprachkontakte, ist ähnlich gewagt. Denn die heth.-indoar. lexikalischen Gemeinsamkeiten im Wortfeld „Pferd und Streitwagen“ sind entweder ererbt oder beruhen auf luwo-hurritischer (kizzuwatnäischer) Vermittlung und kommen damit erst im zweiten vorchristlichen Jahrtausend auf⁵. Schliesslich ist für

³ S. hierfür auch das von G. ab Seite 300 gezeichnete Szenario (mit Karten ab Seite 311).

⁴ Übrigens ist – entgegen G. – das Phrygische (wie das Nordostanatol.) eine reine Kentumsprache. Die gerne ins Feld geführten Satemreflexe des Phryg. beruhen auf sekundärer Palatalisierung (s. hierzu C. Brixhe, *Le phrygien*, in: *Langues indo-européennes*, ed. F. Bader, Paris 1994, Seite 172 mit Lit.).

⁵ S. hierzu F. Starke, *Ausbildung und Training von Streitwagenpferden. Eine hippologisch orientierte Interpretation des Kikkuli-Textes*, StBoT, Heft 41, Wiesbaden 1995, Seite 109ff.

idg. **h₂iHsab₂*- die Bedeutung „Deichselstange“ – und nicht „Pflug“ – primär⁶. Das Fazit nach der Lektüre des dritten Kapitels lautet daher: Die thrakische Sprache bleibt aller Bemühungen zum Trotz eine mehrheitlich unbekannte Grösse.

Kapitel vier:

Im umfangreichen vierten Kapitel (Seite 54-195) präsentiert G. das Kernstück seiner Beweisführung: die mehrheitlich onomastischen Isoglossen, welche die Anwesenheit von Thrakern im homerischen Troia belegen sollen. Hierbei unterscheidet G. zwei Gruppen von Isoglossen: einerseits die „spezifisch thrakisch-trojanischen (homerischen) Isoglossen“, andererseits die „thrakisch-luwisch-hethitischen Isoglossen“.

Die erste Gruppe von Isoglossen stammt nach G. aus dem „ethnisch-linguistischen Raum Altthrakien“. Sie sei während einer ersten thrak. Migrationswelle vom Balkan nach Nordwestanatolien gelangt. Als den Terminus post quem für diese Wanderung veranschlagt G. den Beginn von Troia VI im angehenden 18. vorchristlichen Jahrhundert –mithin über ein halbes Jahrhundert früher als üblicherweise angenommen⁷. Die Argumentation für diese Datierung verläuft wiederum im Kreise: So verweist G. etwa auf die Tatsache, dass die mykenischen Linear B-Tafeln aus dem 14. bis 12. Jahrhundert das Toponym *to-ro-ja /Trōiā/* belegen. Damit ist der Terminus ante quem für die thrakische Wanderung gegeben – da der Name „Troia“ selbst schliesslich thrakischen Ursprungs ist (vgl. Seite 94ff. mit Verknüpfung von Τροία mit heth. *Taruiša*, lat. *Etrūria* < „*Etrūsia“, messap. *trohandes*, griech./thrak. Τρωσοί u.a.m.). Insgesamt führen die von G. gesammelten „spezifisch thrakisch-trojanischen (homerischen) Isoglossen“ nicht über den bereits von P. Kretschmer⁸ festgehaltenen Erkenntnisstand heraus: Dass nämlich eine Reihe von Anthro- und Toponymen, die das homerische Epos im Umfeld von Troia beziehungsweise der Troas ansiedelt, Entsprechungen in der Onomastik des hellenistischen Thrakiens besitzt. Abgesehen davon bleibt unklar, weshalb G. von einer thrakischen Wanderung in die homerische Troas zur Zeit von Troia VI ausgeht. Zumal der Autor im restlichen Verlauf der Monographie eine protothrakische Bevölkerung in der Troas bereits für das dritte vorchristliche Jahrtausend ansetzt (siehe Seite 302 sowie zu Kapitel sieben).

Innovativ ist G. mit seiner zweiten Gruppe der „thrakisch-luwisch-hethitischen Isoglossen“. Tatsächlich verfügen vereinzelte im hellenistischen Thrakien inschrift-

⁶ S. H. Katz, Hethitisch *hišša*- und Zubehör, *Orientalia* 52(1983), 116-122.

⁷ Dass Thraker gegen Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in Nordwestkleinasien – genauer: in der Propontis, in Mysien und in Bithynien – gesiedelt haben, ist allgemein anerkannt. S. C. Brixhe-A. Panayotou, *Le thrace*, in: *Langues indo-européennes*, ed. F. Bader, Paris 1994, Seite 181f.

⁸ P. Kretschmer, *Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache*, Göttingen 1896, Seite 171ff.

lich bezeugte Topo- oder Anthroponyme über ansprechende Parallelen in der jungluwischen Onomastik⁹: so etwa das Toponym Σαρπηδών (Seite 138; Stadt/Anhöhe an der Hebrosmündung, zusammengesetzt aus den luw. Namens-elementen */sarā-pedo-/) oder der Personennamen Τιαμαους (Seite 150ff.; Hinterglied zum luw. Namenselement */mūmo-/?). Das Belegmaterial bleibt aber äusserst dünn, so dass man eher an Namenswanderung glauben mag. Auch mag man bei unvoreingenommener Betrachtung eine homerische Angabe wie βάλε δὲ Θρηκῶν ἀγὸς ἀνδρῶν | Πείρωσ Ἰμβρασίδης (Il. Δ 419f.) nicht als Beleg einer thrakisch-luwischen Symbiose werten. Zwar trägt der „Thraker“ Πείρωσ das luwischstämmige Patronym Ἰμβρασίδης (Seite 133). Doch lässt sich direkt nachweisen, dass Homer Πείρωσ im Rahmen einer historischen Rekonstruktion damit versieht: Ἰμβρασίδης beruht auf jungluw. */imbre-sida-/ (vgl. lyk. *ipresida-/*) ≈ luw. */immro-tīdi-/ „Feld-Mann“. Letzteres ist jedoch kein Patronym, sondern vollwertiges Anthroponym. Die Umdeutung von */imbre-sida-/ zum Patronym Ἰμβρασίδης beruht auf einer Fehlinterpretation Homers, der den Ausgang /^oida(s)/ mit dem griech. Formans der Patronymika -ίδας gleichsetzt. Πείρωσ Ἰμβρασίδης ist folglich eine Kreation des ersten Jahrtausends. Somit kann auch die zweite Isoglossengruppe von G. keinen Nachweis enger thrakisch-troianisch/anatolischer Kontakte im zweiten vorchristlichen Jahrtausend erbringen.

Kapitel fünf:

Das fünfte Kapitel behandelt die luwische Bevölkerungsschicht in Troia (Seite 196-223), die G. – im Einklang mit allen Fachkollegen – ansetzt. Im Zentrum steht die Frage, wie die Existenz zweier Lykergruppen in der Ilias historisch zu deuten sei. G. kommt dabei zu folgendem Ergebnis: Die erste Lykergruppe aus Zeleia in der nordöstlichen Troas, die unter der Führung des Pandaros steht, reflektiert die bronzezeitliche luwische Bevölkerungsschicht der Troas. Diese spricht nach G. ein westluwisches Idiom, das die Velare vor hellem Vokal unverändert lässt – weshalb der Namensstamm */Lukiā/ direkt zu griech. Λυκία führt, während daraus in ostluw. Dialekten mit Schwund des Velars die Lautung */Luuiā/ (eben „Luwien“) resultiert (Seite 201f.). Die zweite bei Homer genannte Lykergruppe aus Xanthos und unter der Führung des Sarpedon beziehungsweise des Glaukos steht für das historische Lykien, in das die troianischen Lykier im Sog der spätbronzezeitlichen Umwälzungen auswanderten. Mit anderen Worten: Hinter den beiden Lykergruppen der Ilias verbergen sich nach G. jeweils die Lykier als ursprüngliche luwische Bevölkerung der Troas – und zwar auf der bronzezeitlichen wie auf der zu Homer synchronen Ebene¹⁰.

⁹ S. zur jungluw. Onomastik die Sammlung von Ph. Houwink ten Cate, *The Luwian Population Groups during the Hellenistic Period*, Leiden 1965, Seite 113ff.

¹⁰ Dass ein und dieselbe Gruppe im Epos in zwei Manifestationen erscheint, stellt übrigens keinen Widerspruch zur historisierenden Auffassung des Autors

Ohne Zweifel stimmt die Fachwelt der im fünften Kapitel geäußerten Grundthese zu: Seit den Darlegungen von C. Watkins¹¹ scheint Einigkeit darüber zu bestehen, dass die Sprache Troias eine luwische war. Ob allerdings die Gleichsetzung der troianischen Luwier mit den *Lukka* und in der Folge mit den homerischen Lykiern plausibel ist, bleibt fraglich¹². Wir besitzen jedenfalls wenig konkrete Hinweise, dass die luwische Sprache in der ausgehenden Bronzezeit dialektal differenziert war. Rein willkürlich ist Gindins Ansatz eines westluwischen Idioms, auf das */*Lukk-iā*/' beziehungsweise hom. Λυκία¹³ zurückgehen soll: in allen bekannten luwischen Sprachen bleibt fortisiertes */*kk*/' auch vor palatalem Vokal erhalten¹⁴.

Insgesamt vermag G. wenig neue Evidenz zum Thema „Luwier in der Troas“ beibringen. In seiner starren Anlehnung an Homer übergeht er dabei eine essentielle – und auch von anderen Autoren vernachlässigte – Frage: die Frage nämlich nach der Identität der Lyder, die schliesslich – anders als die von G. in den Mittelpunkt gerückten Lykier – in historischer Zeit nahe der Troas siedeln. Diese Frage ist unter drei Aspekten aktuell: Luwische Sprachdenkmäler lassen sich erstens in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausend nicht nördlich des Hermos nachweisen¹⁵. An dieser Grenze scheint zweitens eine kulturelle Bruchstelle greifbar¹⁶. Und drittens

dar. Denn das Epos stellt nach G. keine synchrone Wirklichkeit, sondern vielmehr eine „ungeheuer grosse, historische Entwicklungsperspektive“ dar (Seite 208).

¹¹ C. Watkins, The language of the Trojans, in: Troy and the Trojan War. A Symposium Held at Bryn Mawr College, October 1984, ed. M. Mellink, Bryn Mawr 1986, Seite 48ff.

¹² S. so die vorsichtige Verwendung des Begriffs „Lykier“ durch P. Frei, Sollymer – Milyer – Termilen – Lykier. Ethnische und politische Einheiten auf der lykischen Halbinsel, in: Akten des II. Internationalen Lykien-Symposiums, ed. J. Borchhardt-G. Dobesch, Bd. I, Wien 1993, Seite 87ff. – G. ist allerdings nicht der einzige, der die Gleichsetzung der Lykier als troianische Verbündete bei Homer mit den *Lukka* des zweiten Jahrtausends vornimmt. Vgl. für eine analoge Ansicht zuletzt E. Visser, Die Troianer und ihre Alliierten in der Sicht Homers, in: Troia. Traum und Wirklichkeit, Darmstadt 2001, Seite 85f.

¹³ Bedenkenswert ist allerdings Gindins auf Seite 200 geäußertes Hinweis, wonach das Toponym */*Lukkā*/' – als Grundlage des erweiterten */*Lukk-iā*/' – noch direkt im Anthroponym Λυκάων (< */*Lukkā-uōn*/'/) beziehungsweise im Epitheton des Apollon Λυκη-γενής vorliegt.

¹⁴ So schwinden im Luwischen nur lenierte Velare vor */*e, i, ĭ*/' . S. hierzu S. Kimball, Loss and retention of voiced velars in Luvian, IF 99(1994), Seite 75ff.

¹⁵ S. zur Verteilung der hieroglyphenluwischen Inschriften dieser Epoche die Karte bei J.D. Hawkins, Scripts and texts, in: The Luwians, ed. H.C. Melchert, Leiden-Boston 2003, Seite 142.

¹⁶ S. A. Schachner-R. Meriç, Ein Stempelsiegel des späten 2. Jahrtausends v.Chr. aus Metropolis in Ionien, SMEA 42(2000), Seite 93ff.

gehört das Lydische nicht dem luwischen Sprachkreis (zumindest nicht in seinem engeren Sinne) an. Eine unvoreingenommene Betrachtungsweise wird heute allgegenwärtigen Optimismus also in Frage stellen: die Existenz von Luwiern in Troia ist (noch) nicht endgültig bewiesen.

Kapitel sechs:

Im sechsten Kapitel (Seite 196-236) weitet G. seine Fragestellung aus: Waren neben Thrakern und (lykischen) Luwiern auch Hethiter in den Konflikt um Troia verwickelt? Der Autor bejaht diese Frage nicht eindeutig (Seite 229ff.), anerkennt jedoch die Möglichkeit – einmal mehr auf Grundlage der homerischen Epen. So identifiziert er die bronzezeitlichen Hethiter als die Κήτριοι der Odyssee, deren Benennung er wiederum P. Kretschmer folgend vom Toponym *Hatti* herleitet (Seite 224ff.). Dabei verblüfft G. mit seiner Interpretation der Textstelle Od. λ, 520f. πολλοὶ δ' ἄμφ' αὐτὸν ἑταῖροι | Κήτριοι κτείνοντο γυναίων εἵνεκα δῶρων: So erkennt der Autor in γυναίων εἵνεκα δῶρων nicht die „Gabe einer Frau“, sondern die „Gabe an eine (verwitwete) Frau“. Homer liefere hierbei eine versteckte Reminiszenz an hethitische Gesetzesregelungen, welche die materielle Entschädigung an Witwen regeln. Daraus schliesst G. zumindest auf bronzezeitliche Kontakte zwischen Mykenern und Hethitern¹⁷ – ohne sich darauf festzulegen, ob die Hethiter an der Seite der anatolischen Allianz am troianischen Krieg teilgenommen haben.

So originell der Gedankengang auch sein mag, so sehr zeigt er exemplarisch die Schwächen in Gindins Aufbereitung des Materials: Die Gleichung Κήτριοι ≈ *Hatti* lässt sich durch keinerlei Angaben im Epos stützen und beruht so auf purem Gleichklang. Die Interpretation des hethitischen Gesetzestextes ist verfehlt; gerade *Gesetze*, § 42, das nach G. die Entschädigung an eine Witwe vorschreiben soll, behandelt realiter die Entschädigung für eine weibliche Leiharbeiterin oder Söldnerin¹⁸. Dabei besitzt die griechische Rechtsprechung keineswegs so „patriarchalen Charakter“ (Seite 229), wie G. meint. Erinnert sei hier nur an die Erbtochter-Regelung auf dem archaischen Stadtrecht von Gortyn¹⁹.

Neben den Κήτριοι richtet G. im sechsten Kapitel sein Augenmerk auf einen weiteren Verbündeten der Troianer: auf die von vielen antiken Autoren (etwa Herodot und Strabon) in Thrakien angesiedelten Πάριοι (Seite 233ff.). Einem Vorschlag

¹⁷ So Seite 229: „Gleichzeitig stellen die betrachteten Verse von Od. XI, 519-521 das bisher einzige direkte Zeugnis über Kontakte der Griechen mit den hethitern und überhaupt die einzige Erwähnung der Hethiter in der griechischen Schrifttradition dar ...“

¹⁸ Vgl. zur Interpretation von § 42 H.A. Hoffner, Jr., *The Law of the Hittites. A Critical Edition*, Leiden-New York-Köln 1997, Seite 51 (Anm. 158) und 188.

¹⁹ S. R.F. Willetts, *The Law Code of Gortyn*, Berlin 1967, Seite 23ff.

von O. Trubačev folgend²⁰ erkennt er in den Παίορες einen mysisch-phrygischen Stamm. Dabei deutet er Παίορες als „Wiesenbewohner“ (< */pah₂i-uron-/) und setzt den Namensstamm mit der armenischen Selbstbezeichnung *Hayk'* (≈ */Pajēs/) ²¹ gleich. Die epischen Παίορες stellen somit einen Reflex der bronzezeitlichen armeno-phrygischen Wanderung nach Osten dar. Als weiteren Hinweis für die Existenz von Proto-Armeniern im bronzezeitlichen Anatolien deutet G. das keilschriftliche Toponym *Ha-ia-ša*, das ebenso auf *Hay-k'* zurückgeht. Da *Ha-ia-ša* auf Texten seit dem 14. Jhdt. belegt ist²², ist gleichzeitig ein Terminus ante quem für die Einwanderung von Protoarmeniern in die Troas gegeben. Selbstverständlich beruht auch diese Namensgleichung auf purem Gleichklang. Immerhin erscheint sie im Lichte der unabhängig gewonnenen linguistischen und archäologischen Daten nicht als völlig unglaubwürdig: Einerseits spricht die enge griechisch-phrygisch-armenische Sprachverwandtschaft für eine balkanische „Urheimat“²³. Zweitens scheinen die Phryger nach aktueller Auffassung spätestens in der Spätbronzezeit anatolischen Boden betreten zu haben. Umgekehrt setzt die Gindins Gleichung Παίορες ≈ *Hay-k'* ≈ *Ha-ia-ša* den Vollzug des typisch protoarmenischen Wandels */p^o/ > */b^o/ und damit die Trennung von Protophrygisch und Protoarmenisch voraus – wofür der Zeitrahmen doch allzu eng bemessen scheint.

Kapitel sieben:

Das kurze siebte Kapitel (Seite 237-240) knüpft – nach den eher exkurshaften Kapiteln fünf und sechs – wieder an die Beweisführung des vierten Kapitels an: Darin hat G. die Existenz von Thrakern in der Troas nachgewiesen. Nun will der Autor zeigen, dass „luwoide Stämme bei ihrer Ankunft in der Troas bereits eine pro-

²⁰ O. Trubačev, Etnogenez slavjan i indoeuropejskaja problema, in: Materialy V Meždunarodnogo kongressa po frakologii, Moskau-Sofia 1990.

²¹ Es gilt bei der Etymologie der armenischen Selbstbezeichnung ein „non liquet“. S. R. Schmitt, Grammatik des Klassisch-Armenischen mit sprachvergleichenden Erläuterungen, Innsbruck 1981, Seite 18.

²² *Ha-ia-ša* (bzw. *Azzi*) wird dabei am nordöstlichen Rand des hethitischen Einflussgebiets angesetzt – was tatsächlich mit der hypothetischen Lage der Proto-Armenier korrespondiert. S. dazu die aktuelle Karte von F. Starke, in: Die Hethiter und ihr Reich, ed. T. Özgüç, Darmstadt 2002, Seite 306f.

²³ S. für die griechisch-armenischen Verbindungen das Material bei J. Clackson, The Linguistic Relationship between Armenian and Greek, Oxford 1994 (der sich allerdings Seite 199ff. bezüglich einer engeren Verwandtschaft skeptisch zeigt); für die enge Verbindung von Griechisch und Phrygisch G. Neumann, Phrygisch und Griechisch, Wien 1998. – Nota bene veranschlagt G. einen frühen „phrygisch-armenischen“ Wandel */p^o/ > */b^o/ auch bei seiner Verknüpfung des „thrakischen Reitergottes“ Ἡρώς mit dem Anthroponym Πείρως – in der Ilias ein Anführer der Thraker – beziehungsweise dem heth. Theonym *Pirua* (s. Seite 122ff.).

tothrakische und eine ebenfalls aus dem Balkan stammende phrygische Bevölkerung vorfanden ...” (Seite 237). Als Beleg hierfür gelten einmal mehr Topo- und Hydronyme, die bereits im vierten Kapitel ab Seite 139ff. zur Sprache gekommen sind. Dabei führt die Beweisführung des Autors nicht über bereits Gesagtes hinaus. Unklar bleibt, weshalb protothrakische (und phrygische) früher als luwische Stämme aus den gemeinsamen Stammländern (siehe zu Kapitel drei) in Anatolien ansässig sein sollten. Eine Antwort wird erst im Hinblick auf Kapitel neun, Seite 302 gegeben: Die Troas beziehungsweise die dort siedelnden (Proto-)Thraker sind zur Zeit von Troia I Teil der Urheimat, in die erst in der Folge ab 2500v.Chr Anatolier (Urluwier) eindringen.

Kapitel acht:

Das achte Kapitel (Seite 241 bis 275) ist der „Aḫḫijaḫa-Frage” gewidmet. Da G. die Historizität der homerischen Epen uneingeschränkt anerkennt, muss er zwangsläufig die Gleichsetzung der auf hethitischen Texten genannten *Aḫḫijaḫa* mit den bronzezeitlichen Mykenern unterstützen. Dabei befindet er sich in bester Gesellschaft. Die seinerseits von E. Forrer propagierte, von F. Sommer heftig bekämpfte Gleichung *Aḫḫijaḫa* = Ἀχαιῶι findet heute bei führenden Experten breite Zustimmung. Allerdings enden G. Literaturverweise und Referenzen bei der massgeblichen Arbeit von H.-G. Güterbock „Hittites and Akhaeans: a new look” aus dem Jahre 1984 und sind deshalb nur beschränkt nützlich²⁴.

Abgesehen davon enthält auch das achte Kapitel zumindest eine bemerkenswerte Interpretation (Seite 245ff.): Die Nebenüberlieferung zur Ilias (von G. als „Pseudo-Ilias” bezeichnet) erzählt von einer griechischen Expedition in Teuthrania beziehungsweise Mysien, 100 Kilometer südlich von Troia. Die Griechen unter Agamemnon erleiden hierbei durch den mysischen König Τήλεφος (nach G. identisch mit dem heth. Fruchtbarkeitsgott Telipinuš) eine Niederlage und kehren sieglos nach Griechenland zurück: s. Strabon I, 10, 17 ὁ μὲντοι Ἀγαμέμνονος στόλος τὴν Μυσίαν ὡς τὴν Τρωάδα πορθῶν ἐπαλινδρόμησεν αἰσχυρῶς. Diese Episode trägt sich nach G. zehn Jahre vor Beginn des eigentlichen troianischen Kriegs zu. Sie soll im Annalenfragment KUB XXIII 13 (aus der Hand Tudḫalijaš II/III?) eine direkte Entsprechung finden, wo in Zeile 5 *nu-za-kán* LUGAL KUR *Aḫ-ḫi-ia-u-ya* EGIR-*pa e-ip-ta* als „der König von Aḫḫijaḫa zog sich zurück” wiederzugeben ist²⁵. Damit

²⁴ Es verbleibt dem Rezensenten demnach auf aktuelle Literatur hinzuweisen: So zuletzt auf W.-D. Niemeier, Hattuša und Aḫḫijawa im Konflikt um Millawanda/Milet, in: Die Hethiter und ihr Reich, ed. T. Özgüç, Darmstadt 2002, Seite 294ff.

²⁵ Zu den Problemen dieser Textstelle s. H.G. Güterbock, A new look at one Aḫḫiyawa Text, in: Hittite and Other Anatolian and Near Eastern Studies in Honor of Sedat Alp, edd. H. Otten et al., Ankara 1992, Seite 235-243.

schliesst sich für G. einmal mehr der Kreis: Die griechischen Epen sind historisch, da ihre Angaben sich auch durch die anatolischen Quellen belegen lassen.

Kapitel neun:

Das neunte und letzte Kapitel (Seite 276-309) vergleicht zunächst die Ergebnisse der linguistisch-philologischen Analyse mit den Ergebnissen der archäologischen Feldforschung. Im Detail befasst sich G. hierbei mit der Geschichte der frühbronzezeitlichen Kulturen Südosteuropas und ihren Beziehungen zu Nordwestanatolien beziehungsweise Troia. Er betont hierbei die engen kulturellen Beziehungen der Troas mit dem südbalkanischen, „thrakischen“ Raum zur Zeit von Troia I. In der Periode Troia II – nach 2400v.Chr. – wird die Troas von neuen ethnischen Elementen besiedelt, worin G. die Luwier erkennt. Damit schliesst sich der Kreis zu den Thesen der vorherigen Kapitel.

Die zweite Hälfte des neunten Kapitels (Seite 285ff.) widmet G. nochmals einer linguistischen Fragestellung: der Situierung des Anatolischen innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie. Er lehnt sich dabei an lexikalisch-etymologische Untersuchungen der fünfziger und sechziger Jahre des vorherigen Jahrhunderts an (W. Porzig, A. Kammenhuber, M. Mayrhofer, R. Gusmani u.a.m.). G. entscheidet sich hierbei für die „östliche“ Hypothese: also die Annahme besonders enger Beziehungen des anatolischen mit dem indoiranischen Sprachzweig beziehungsweise mit einem früh abgesonderten Frühindoarischen. Den Abschluss des Kapitels und der gesamten Monographie bildet ab Seite 300 eine Synopse des Modells, das G. – auch implizit in den vorausgehenden Kapiteln – für die Ausgliederung der einzelnen indogermanischen Sprachzweige voraussetzt.

Fazit:

Die vorliegende Monographie erfüllt die an ein Überblickswerk geschürten Erwartungen nicht. So vermag sie beispielsweise mangels kohärenter Form keinen Überblick zum Stand der Balkanlinguistik beziehungsweise zur Forschungsgeschichte zu liefern. Auch die Beweisführung der zentralen These(n) gelingt wenig transparent und verläuft oftmals zirkulär. So bleibt die Lektüre dem Kenner vorbehalten, der sich in Einzelfragen die eine oder andere Anregung oder einen schwer zugänglichen Literaturnachweis erhofft.

Trotz aller Kritik ist die postume Herausgabe ein sinn- und verdienstvoller Entscheid. Denn G. richtet mit seinen Thesen den Blick auf eine in der Troia-Diskussion vernachlässigte Frage: Ist es angebracht, Troia in einem exklusiv luwischen Kontext zu sehen? Es bleibt der zukünftigen Forschung überlassen, diese Frage aufzunehmen.